

Ein Bombenjob

Fußballtrainer leben gefährlich. Aber kein Job ist so riskant wie der von Robert Jaspert. Sein Arbeitsplatz ist in Beirut, bei Al Ahed – dem Club der Hisbollah

Robert Jaspert steht angespannt an der Seitenlinie. Er kratzt sich am Kinn. Er rudert mit den Armen. Er ruft. Er motzt: „Too slow, Ali. Mahmud, too slow.“ Was ein Fußballtrainer eben so macht.

Aber Robert Jaspert ist kein normaler Trainer. Er hat den wahrscheinlich gefährlichsten Job, den der internationale Fußball zu vergeben hat. Nicht, weil er rausfliegen könnte. Sondern weil er hier sein Leben riskiert. Denn Jaspert ist Cheftrainer des Beirut Clubs Al Ahed – ein Verein der Hisbollah.

Dass dieses Spiel heute schiefgehen könnte, weiß er. Es gab Zeiten, da lagen auf den Hochhausdächern gegenüber Hecken schützen und zielten auf die Zuschauer. Jederzeit ließe sich draußen vor dem Stadion ein Wagen parken, vollgepackt mit Sprengstoff, der Tausende Menschen töten könnte.

Foto: Paul Taggart/Worldpicturenews/Agentur Focus für Playboy

Deshalb ist heute auch kein Zuschauer da. Außer den beiden Männern in Tarnanzügen mit den Kalaschnikows im Anschlag.

Es ist ein typisches Spitzenspiel der ersten libanesischen Liga. Ein Geisterspiel ohne Zuschauer auf den Rängen – der Sicherheit wegen. Die einzige Geräuschkulisse ist die Kakophonie aus Autohupen, die der milde Wind ins Stadion trägt.

Draußen herrscht das Chaos. Und die latente Todesgefahr. Niemand weiß, wo und wann die nächste Autobombe hochgeht. Für einen ordnungsliebenden Preußen wie Jaspert ist es nicht leicht, hier zu trainieren. In einem Land, bei dem seitens des Auswärtigen Amtes von

Reisen „ausdrücklich abgeraten“ wird. „Ich muss gestehen, dass ich etwas blauäugig an die Sache rangegangen bin“, sagt er heute.

Er war Molekularbiologe am Berliner Robert Koch-Institut, bevor er dem Fußball den Vorrang gab und als Trainer bei Tennis Borussia Berlin, dem MSV Duisburg und der südkoreanischen Nationalmannschaft arbeitete. Bis er seinen Job verlor.



Arbeit bei Kerzenschein:
Bei Stromausfall weiß sich Jaspert zu helfen

Damals, im März 2007, nach einjähriger Arbeitslosigkeit, „musste ich sehen, dass ich wieder auf die Bühne komme“, sagt er. Es ging alles sehr schnell, damals: Eines Dienstags klingelt bei ihm das Telefon, dran ist Mohammad Assi, der

Manager von Al Ahed. Im Hintergrund hört Jaspert noch ein paar andere Männer kauderwelschen. Er ist ein wenig misstrauisch. Aber das Ticket wird, wie versprochen, hinterlegt, und so fliegt er kurzerhand nach Beirut und besieht sich die Sache vor Ort. Nach einer Woche ist ihm klar: „Ich muss das machen.“

Auch weil man ihm viel Geld bot, zehnmal so viel wie einem libanesischen Kollegen. Weil ihm viele seiner Wünsche erfüllt wurden und er endlich wieder mit Nationalspielern zusammenarbeiten konnte – sogar mit Chancen auf den Titel des Landesmeisters. Besser als arbeitslos war das in jedem Fall. „Ich fühlte mich berufen, hier etwas aufzubauen“, sagt er. Aber da kannte er das pikanteste Detail über seinen neuen Arbeitgeber noch gar nicht: die Tatsache, dass Al Ahed ein Verein der Hisbollah ist.

Die Zeiten, als die Hauptstadt des Libanon noch „Paris des Ostens“ genannt wurde, sind lange vorbei. Die Stadt wurde ab 1975 zermürbt und zerstört von einem 15 Jahre währenden Bürgerkrieg. Die Narben des letztjährigen Krieges zwischen der Hisbollah-Miliz und Israel sind noch überall zu sehen.

Weiter kann die Schere zwischen Arm und Reich in dieser Stadt nicht mehr aufgehen. Im Zentrum wachsen spiegelnde Wolkenkratzer, mittendrin steht noch immer eine dreißigstöckige zerschossene Hochhausleiche. Im Regierungsviertel hat man ein Zucker-

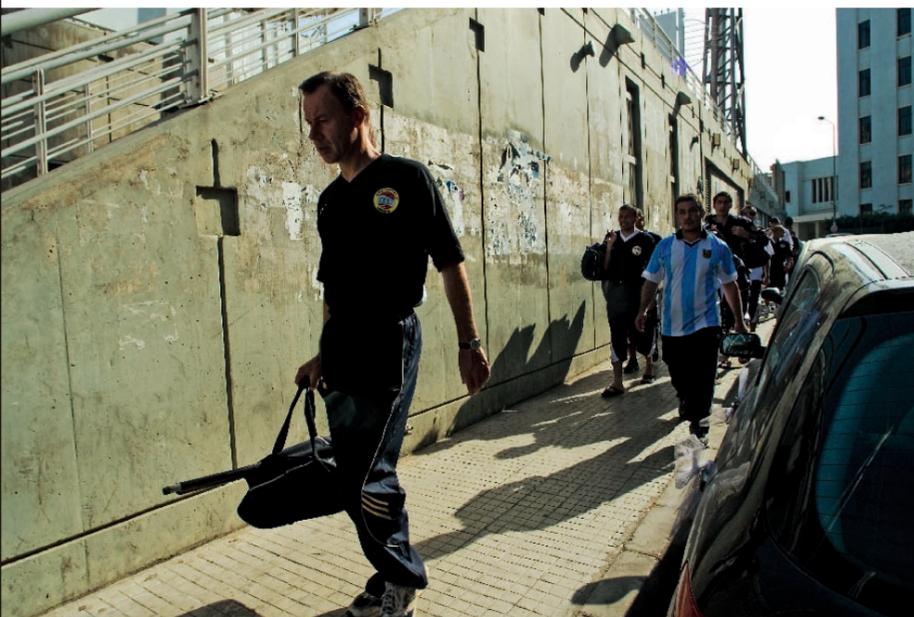
Krisengebiet: Jaspert und Spieler vor dem Stadion Municipal in Beirut und auf dem Trainingsplatz

guss-Städtchen im Pariser Stil der dreißiger Jahre aufgebaut, mit prächtigen Fassaden, die alle gängigen Nobelmarken dieser Welt beherbergen – von Gucci bis Bang & Olufsen. Einige

Kilometer südlich sterben Kinder, weil die medizinische Versorgung so erbärmlich ist.

Es ist ein Tanz auf dem Vulkan, den die Stadt jede Nacht zelebriert. Mit französischen Malern, spanischen Filmemachern, russischen Nutten und arabischen Millionären. Und mit den Kindern der Neureichen, die in den Clubs der Monot Street feiern, als gäbe es kein Morgen. Denn morgen, da kann wieder eine Autobombe hochgehen. Und übermorgen, da könnte Krieg sein.

Das weiß auch Robert Jaspert längst. Einen Monat nach seiner Ankunft explodierte zweihundert Meter von seinem Hotel entfernt, zwischen dem Fußballplatz des Kon-





Medizinische Abteilung: Über allem wacht der Ajatollah

kurrenzclubs Nedjmeh und dem Riesenrad des „Beirut Luna Park“, eine Autobombe. Die Druckwelle ließ die Scheiben des Hotels bersten. Der Sessel, in dem Jaspert jeden Abend saß, war von Scherben und Splittern durchbohrt. „Der Zufall“, sagt Jaspert, „spielt hier eine so große Rolle. Ich habe Glück gehabt.“

Al Ahed ist kein reicher Club. Er leistet sich Jaspert, drei Brasilianer und sonst nicht mehr viel. Ein libanesischer Profi verdient um die 500 Dollar pro Monat, mancher nur 150. Das Trainingsgelände liegt in einer der vielen staubigen Vorstädte Beiruts. Rundherum abgeschabte Häuser, löchrige Straßen und Autos, die sehr alte Namen tragen: Simca, Fiat Ritmo, Renault 12.

Es sind diese Gegenden, wo die Hisbollah ihre Anhänger hat. Die Armen, die Ausgebombten, die Vernachlässigten. Jaspert, der selbst im 4-Sterne-Hotel lebt, denkt heute anders über die Organisation: „Man ist halt hautnah dran und bekommt einen ganz anderen Eindruck von der Politik hier.“ Die Hisbollah, sagt er, kümmere sich um Alte, Obdachlose und Kranke, baue Waisenhäuser und Schulen.

Doch wenn er heim nach Berlin kommt, wird er mit einem anderen Bild konfrontiert. Dann muss er sich rechtfertigen, dass er für diese Organisation arbeitet. Denn die

Hisbollah ist nicht bloß eine politische Partei im libanesischen Parlament. Sie verfügt über paramilitärische Einheiten, die unabhängig von der Staatsgewalt agieren und deren ausdrückliches Ziel die Auslöschung Israels ist.

Finanziert vom Iran und mit Waffen russischer Herkunft ausgerüstet, wird die Hisbollah für eine ganze Reihe brutaler Attentate verantwortlich gemacht – darunter der Lkw-Suizidanschlag auf das Hauptquartier der US-Marines im Libanon, bei dem 241 Soldaten starben. Auch der letztjährige Krieg mit Israel begann erst, nachdem eine Gruppe der Hisbollah acht israelische Soldaten getötet und zwei entführt hatte.

Doch darüber redet Robert Jaspert nicht gern. „Ich bin hier als Fußballtrainer angestellt, aus der Politik hält man mich bewusst heraus“, sagt er. Trotzdem wird er tagtäglich damit konfrontiert. Im Vereinsheim etwa hängt ein Plakat mit Hisbollah-Führer Hassan Nasrallah, der wiederholt die „Vernichtung Israels“ gefordert hat.

Doch auch das übersieht Jaspert bei seiner Arbeit ganz bewusst und betont stattdessen



Deutsche Tugenden: Jaspert hat Disziplin und Ordnung eingeführt

das humanitäre Engagement der Hisbollah – womöglich, um seinen Job vor sich selbst zu rechtfertigen. Nur anfänglich, als er nur die Fernsicht des Berliner Mittelstandsbürgers hatte, da hatte er schon ein Problem mit seinem Arbeitgeber.

„Sind das Terroristen?“, hatte er sich gefragt, bevor er seinen Vertrag unterzeichnete. Nach außen hin gab er sich damals noch naiv-sarkastisch. In seinen ersten Interviews sagte er: „Ich habe mir gedacht: Immerhin trifft dich hier keine Hisbollah-Rakete, höchstens eine israelische ...“ – aber das ließ er bald. Und konzentrierte sich fortan lieber darauf, weshalb ihn der Verein geholt hatte. „Um deutsche Strukturen zu installieren: Ordnung, Fleiß, Pünktlichkeit, Disziplin“, sagt er. „Das ist mein Job hier und nicht die Politik.“

Auf dem Platz sind diese Dinge nicht wichtig. In Jasperts Mannschaft spielen Christen, Schiiten, Sunniten und Palästinenser.

Als der christliche Club mal einen Trainingsplatz suchte, half Al Ahed aus. Und zur Beerdigung der beiden christlichen Spieler von Nedjmeh, die bei dem Attentat starben, das auch Jaspert beinahe zum Verhängnis geworden wäre, ging die ganze Mannschaft geschlossen.

Als Jaspert davon erzählt, geht in seinem Büro plötzlich das Licht aus. „Wieder einmal“, sagt er und hat schon das Feuerzeug in der Hand, um die zwei Kerzen auf seinem Tisch anzuzünden. „Das passiert hier öfter, das ist etwas Politisches.“ Im Al-Ahed-Clubhaus, erzählt er, bleibe der Strom manchmal sechs Stunden lang weg, in eher regierungsnahen Vierteln passiere das auch, aber höchstens mal für ein paar Minuten.

Jasperts Vertrag läuft noch bis August 2008. Vielleicht bleibt er länger. Denn die Menschen hier lieben ihn. Die Spieler schauen zu ihm auf.

„Weil sie meine Art gut finden, wollen viele Spieler zu uns kommen, auch Hisbollah-Gegner“, sagt Jaspert. „Hier kann man nichts in Schwarz und Weiß einteilen.“ Er pustet die Kerzen aus. Das Licht ist wieder da. Nach nur zehn Minuten.

Detlef Drefstlein]